

Die Unbekannte

Autor(en): **L'Isle-Adam, Villiers**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE UNBEKANNTE

Von Villiers de l'Isle-Adam

Der Schwan schweigt sein ganzes Leben lang,
um ein einziges Mal schön zu singen.

(Indisches Sprichwort.)

An jenem Abend war alles, was in Paris Rang und Namen hatte, im Théâtre des Italiens versammelt. Man spielte «Norma». Es war der Abschiedsabend Maria-Felicia Malibrans.

Nach den letzten Klängen von Bellinis Gebet «Casta diva» hatte der ganze Saal sich erhoben und rief die Sängerin mit stets erneuerten Jubel auf die Szene. Man warf Blumen, Armbänder, Kränze. Ein Hauch von Unsterblichkeit umhüllte die erhabene Künstlerin, der nur noch eine kurze Frist zu leben gegönnt war, und die singend dahinschwand.

Auf einem Sitz in den ersten Fauteuilreihen saß ein sehr junger Mann, dessen Züge eine stolze, entschlossene Seele offenbarten, und der seiner leidenschaftlichen Bewunderung in so kräftigem Applaus Ausdruck gab, daß seine Handschuhe platzten.

Niemand von der Pariser Gesellschaft kannte diesen Zuschauer. Er wirkte nicht wie ein Provinzler, sondern wie ein Fremder. Sein Anzug war wohl noch ziemlich neu, aber von diskreter Farbe und untadeligem Schnitt. Ohne die selbstverständliche und dennoch geheimnisvolle Eleganz, die von dem jungen Mann ausstrahlte, hätte man ihn wohl auffallend finden können, und bei näherer Besichtigung hätte man weiten Raum, Himmel und Einsamkeit als die ihm gemäße Atmosphäre gespürt. Es war außerordentlich; ist aber Paris nicht die Stadt des Außerordentlichen?

Wer war er, und woher kam er?

Es war ein menschenscheuer Jüngling ohne Eltern, aus großem Hause, einer der letzten dieses Jahrhunderts, ein schwermütiger Schloßherr aus dem Norden und erst seit drei Tagen dem Dunkel eines Herrensitzes in Cornouaille entronnen.

Er hieß Graf Félicien de la Vierge und war Besitzer des Schlosses Blanchelande in der Niederbretagne. Ein Durst nach gesteigertem Leben, eine Neugier nach unserer von Wundern erfüllten Hölle hatte diesen Jäger in seiner Einsamkeit brüsk erfaßt und durchglüht... Er hatte sich auf den Weg gemacht, und nun war

er ganz einfach da. In Paris war er erst an diesem Morgen angekommen, und so widerspiegelte sich in seinen großen Augen noch der Glanz der neuen Eindrücke.

Zum erstenmal fühlte er sich als junger Mann. Er war zwanzig Jahre alt, und dies war sein Eintritt in eine Welt des Glanzes, des Vergessens, der Banalitäten, des Flimmerns, der Freuden. Und zufällig war er just zur rechten Zeit gekommen, um den Abschied jener Frau zu hören, die dahinging.

Wenige Augenblicke hatten ihm genügt, um sich an die Pracht seiner Umgebung zu gewöhnen. Doch kaum hatte die Malibran zu singen begonnen, da erzitterte seine Seele; das Theater war verschwunden. Die Gewöhnung an das Schweigen der Wälder, an den rauhen Wind der Klippen, an das Rauschen der Sturzbäche über die Felsen und an das düstere Herabsinken der Dämmerung hatte diesen stolzen jungen Mann zum Dichter gemacht, und in dem Klang der Stimme, die er vernahm, glaubte er der Seele all jener fernen Dinge zu lauschen, die ihn anflehten, zurückzukehren.

An der Brüstung einer Loge war soeben eine junge Frau von großer Schönheit erschienen. Sie richtete ihre Blicke auf die Bühne. Die feinen, vornehmen Züge ihres Profils hoben sich von dem dunklen Rot der Loge ab wie eine Florentiner Kamee aus ihrem Medaillon. Blaß, eine Gardenia in den braunen Haaren, völlig allein, stützte sie eine Hand, deren Form edelste Rasse verriet, auf die Brüstung. Im Ausschnitt ihres Kleides aus schwarzem Moirée, mit Spitzen verschleiert, leuchtete ein wunderbarer Opal, zweifellos ein Abbild ihrer kranken Seele, in einem goldenen Reif. Von Einsamkeit umwittert, ohne des überfüllten Saals zu achten, schien sie sich in dem unüberwindlichen Zauber dieser Musik selber zu vergessen.

Dennoch wollte es der Zufall, daß sie den Blick gleichgültig über die Menge schweifen ließ; und in dieser Sekunde begegneten die Augen des jungen Mannes ihren Augen, just nur lang genug, um aufzuleuchten und zu erlöschen.

Hatten sie einander jemals kennengelernt? Nein. Nicht auf dieser Erde. Mögen aber jene, die imstande sind zu sagen, wann die Vergangenheit beginnt, entscheiden, wo diese beiden Wesen einander bereits wahrhaft besessen hatten, denn dieser einzige Blick hatte sie dies eine Mal und für immer davon überzeugt, daß ihr Dasein nicht in ihrer Wiege begonnen hatte. Der Blitz erhellt mit einem einzigen Schläge die Wogen und den Schaum des nächtigen Meeres und am fernen Horizont die Silberstreifen der Fluten; so war der Eindruck in dem Herzen dieses jungen Mannes unter dem

jähem Blick nicht abgestuft; es war das vertraute, zauberhafte Aufleuchten einer Welt, die sich offenbart. Er senkte die Lider, als wollte er die beiden blauen Lichter, die sich in seinen Augen verloren hatten, darin festhalten; dann aber wollte er diesem bezwingenden Rausch widerstehn. Und so hob er die Blicke zu der Unbekannten.

Nachdenklich tauchte sie noch einmal ihren Blick in den seinen, als hätte sie den Gedanken dieses scheuen Verehrers begriffen, und als wäre das etwas vollkommen Natürliches gewesen. Félicien spürte, wie die Farbe aus seinen Wangen wich; in dieser Sekunde glaubte er zwei Arme zu fühlen, die sich schmachtend um seinen Hals schlangen. Es war um ihn geschehen. Das Gesicht dieser Frau hatte sich seinem Geiste eingepägt wie einem vertrauten Spiegel, hatte sich darin verkörpert, hatte sich darin erkannt und unter dem Zauber beinahe überirdischer Gedanken für alle Zeiten verewigt. Er liebte mit der ersten, unvergeßlichen Liebe.

Dennoch schien die junge Frau, die ihren Fächer entfaltete, dessen schwarze Spitzen ihre Lippen berührten, wieder in ihre Abgeschlossenheit zurückgekehrt zu sein. Jetzt hätte man meinen mögen, daß ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den Klängen von «Norma» galt.

Just als Félicien seine Lorgnette zur Loge heben wollte, kam ihm zu Bewußtsein, daß das eine Unschicklichkeit wäre.

Wenn ich sie doch liebe! sagte er zu sich.

Kaum konnte er das Ende des Aktes erwarten. Er überlegte. Wie soll ich ein Wort an sie richten? Wie soll ich ihren Namen erfahren? Er kannte keinen Menschen. Morgen im Register der Logenabonnenten nachschauen? Und wenn es eine Loge war, die man zufällig, lediglich für diesen Abend, gekauft hatte? Die Zeit drängte, bald würde die Frau ihm entschwinden. Nun, sein Wagen würde ihrem Wagen folgen, das war ganz einfach... Ein anderes Mittel kam ihm nicht in den Sinn. Und dann würde sich schon eine Lösung finden. Schließlich sagte er sich in seiner wahrhaft köstlichen Naivität: Wenn sie mich liebt, dann wird sie wohl merken, daß ich ihr folge, und mir irgendeinen Hinweis zukommen lassen.

Der Vorhang fiel. Rasch verließ Félicien den Saal. Einmal im Foyer angelangt, ging er vor den Standbildern auf und ab.

Sein Kammerdiener hatte sich ihm genähert, Félicien flüsterte ihm einige Weisungen zu, der Diener zog sich in eine Ecke zurück und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit.

Félicien sah nichts von den strahlenden Gesichtern, nicht den Schmuck, nicht die Blumen um die Stirnen der jungen Mädchen,

nicht die Hermelincapes, nicht das helle Gewimmel, das sich vor ihm unter den Lichtern ergoß.

Und all die Menschen verzogen sich nach und nach, ohne daß die junge Frau sichtbar geworden wäre.

Hatte er sie am Ende entfliehen lassen, ohne sie wiederzuerkennen? Nein, das war unmöglich! Noch verharrte ein alter Diener in reich mit Pelz verbrämtem Mantel im Foyer. Auf den Knöpfen seiner schwarzen Livrée glänzten die Efeublätter einer Herzogskrone.

Plötzlich, auf der obersten Stufe der leeren Treppe, erschien sie! Allein, schlank, in einem Samtmantel, die Haare unter einem Spitzentuch verborgen, stützte sie ihre behandschuhte Hand auf das marmorne Geländer. Sie erblickte Félicien, der neben einer Statue stand, schien aber seine Gegenwart nicht weiter zu beachten.

Ruhig schritt sie die Treppe hinunter. Als der Lakai sich ihr näherte, sagte sie leise ein paar Worte. Der Lakai verbeugte sich und zog sich zurück, ohne länger zu warten. Wenige Sekunden später hörte man das Geräusch eines Wagens, der sich entfernte. Und nun verließ sie das Foyer. Immer noch allein, stieg sie die Stufen des Theaters hinab. Félicien hatte kaum Zeit, seinem Kammerdiener zuzurufen:

«Fahren Sie allein ins Hotel zurück!»

Und im Nu war er auf der Place des Italiens, wenige Schritte von der Dame entfernt; die Menge hatte sich bereits in die Seitenstraßen verflüchtigt, das Echo fernen Räderrollens verhallte.

Es war eine trockene, ausgestirnte Oktobernacht.

Die Unbekannte ging mit langsamen Schritten und als wäre sie des Gehens ungewohnt. Ihr folgen? Ja, das mußte er! Dazu war er entschlossen. Der Herbstwind wehte ihm einen sehr schwachen Ambraduft zu, der ihr entströmte, und das leichte Rascheln der Moiréschleppe über dem Asphalt.

Vor der Rue Monsigny blieb sie eine Sekunde stehn, als wollte sie sich zurechtfinden, und dann ging sie lässig bis zu der Rue de Grammont, die verödet und kaum erhellt dalag.

Plötzlich machte der junge Mann halt; ein Gedanke durchzuckte ihn. Vielleicht war sie eine Fremde!

Ein Wagen konnte vorüberrollen und sie ihm für alle Zeit entreißen! Morgen würde er über die Steine dieser Stadt wandern, Tag um Tag, ohne sie wiederzufinden!

Von ihr getrennt zu sein, für immer, durch den Zufall einer Gasse, eines Augenblicks, der eine Ewigkeit dauern kann! Welch

eine Zukunft! Dieser Gedanke erregte ihn derart, daß er darüber alle Bedenken der Schicklichkeit vergaß.

Er überholte die junge Frau an der Ecke der dunklen Gasse, dann wandte er sich um, wurde totenblaß, und, sich an den eisernen Pfahl einer Laterne klammernd, grüßte er sie; und dann, während ein bezaubernder Magnetismus von seinem ganzen Wesen ausstrahlte, begann er:

«Madame, Sie wissen es; ich habe Sie heute abend zum erstenmal gesehen. Und da ich fürchte, Sie nie wiederzusehen, muß ich es Ihnen sagen —», er konnte nur mühsam weiterreden, «— daß ich Sie liebe», endete er fast tonlos. «Und wenn Sie nun Ihren Weg fortsetzen, werde ich sterben, ohne diese Worte je wieder an einen andern Menschen zu richten.»

Sie blieb stehn, hob ihr Spitzentuch und betrachtete Félicien starr und aufmerksam. Nach einem kurzen Schweigen antwortete sie mit einer Stimme, deren Reinheit die fernsten Regungen ihres Geistes durchschimmern ließ.

«Monsieur», sagte sie, «das Gefühl, das diese Blässe und diese Haltung bei Ihnen zu bewirken vermag, muß tatsächlich sehr tief sein, damit Sie in ihm die Rechtfertigung für das finden, was Sie tun. Ich fühle mich darum keineswegs verletzt. Fassen Sie sich und sehen Sie in mir eine Freundin.»

Diese Antwort überraschte Félicien durchaus nicht; für ihn war es nur natürlich, daß ein Ideal auch die ideale Antwort gab.

Die Umstände waren tatsächlich solcher Art, daß alle beide, wenn sie dessen würdig waren, sich daran erinnern mußten, daß sie zu der Klasse jener gehörten, die bestimmten, was schicklich und was nicht schicklich war, nicht aber zu den Klassen jener, die sich solchen Bestimmungen zu fügen hatten. Das was von dem Durchschnittspublikum aufs Geratewohl unter Schicklichkeit verstanden wird, ist nichts als eine mechanische, knechtselige, beinahe affenartige Nachahmung dessen, was im allgemeinen von Hochgestellten lässig geübt wird.

Mit einem Ausbruch naiver Zärtlichkeit beugte er sich über die Hand, die ihm gereicht wurde.

«Wollen Sie mir die Blume schenken, die Sie den ganzen Abend lang in Ihren Haaren getragen haben?»

Die Unbekannte löste schweigend die blasse Blume unter dem Spitzentuch und gab sie Félicien.

«Und jetzt leben Sie wohl», sagte sie. «Auf immer!»

«Leben Sie wohl...?» stotterte er. «Sie lieben mich also nicht? Ah! Sie sind verheiratet!» rief er plötzlich.

«Nein.»

«Frei? O Himmel!»

«Vergessen Sie mich dennoch! Sie müssen es!»

«Sie sind doch im Nu zum Schlag meines Herzens geworden! Kann ich denn ohne Sie leben? Nur die Luft, die Sie umgibt, möchte ich atmen. Was Sie da sagen, begreife ich nicht . . . Sie vergessen? Wie könnte ich das?»

«Ein furchtbares Unglück hat mich betroffen. Ihnen zu gestehn, was es ist, würde Sie zu Tod betrüben. Es ist zwecklos.»

«Welches Unglück kann jene trennen, die einander lieben?»

«Dieses!»

Als sie das eine Wort ausgesprochen hatte, schloß sie die Augen.

Die Gasse dehnte sich völlig verödet. Ein Portal, das zu einer kleinen Einfriedung, einer Art traurigen Gartens führte, schien ihnen seinen Schatten anzubieten.

Wie ein unwiderstehliches, verzücktes Kind legte Félicien den Arm um die Taille, die sich ihm überließ, und führte die Unbekannte unter diese dunkle Wölbung.

Das berauschte Gefühl der gespannten, lauen Seide, die sich um sie schmiegte, ließ in ihm das fieberhafte Verlangen erwachen, sie zu umschlingen, sie zu entführen, sich in ihrem Kuß zu verlieren. Er widerstand. Doch der Rausch raubte ihm die Sprache. Nur undeutlich vermochte er die Worte zu stammeln:

«Mein Gott, wie ich Sie liebe!»

Und da neigte diese Frau den Kopf an die Brust dessen, der sie liebte, und stieß mit bitterer, verzweifelter Stimme hervor:

«Ich höre Sie nicht! Ich sterbe vor Scham! Ich höre Sie nicht! Ich würde Ihren Namen nicht vernehmen, nicht Ihren letzten Seufzer. Ich höre das Schlagen Ihres Herzens nicht, das an meine Stirn und meine Lider pocht. Erkennen Sie das furchtbare Leiden nicht, das mich tötet? Ich bin . . . ach, ich bin taub!»

«Taub!?» schrie Félicien, von einem kalten Schauer gepackt und am ganzen Leibe zitternd.

«Ja. Seit Jahren. Ach, alle menschliche Wissenschaft wäre nicht imstande, mich von diesem entsetzlichen Schweigen zu erlösen. Ich bin taub wie der Himmel und wie das Grab. Ich möchte das Licht des Tages verfluchen, und doch ist es die Wahrheit. Und so verlassen Sie mich!»

«Taub!» wiederholte Félicien, der von dieser unvorstellbaren Enthüllung zutiefst aufgewühlt, völlig außerstande war, nachzudenken, die Worte zu erwägen, die er sprach. «Taub . . .?»

Dann aber rief er plötzlich:

«Und heute abend im Theater! Sie haben doch dieser Musik Beifall geklatscht!»

Er brach ab; ihm kam zum Bewußtsein, daß sie ihn ja nicht hören konnte. Die Sache wurde mit einemmal so entsetzlich, daß sie ihm ein Lächeln entlockte.

«Im Theater?» erwiderte sie und lächelte selbst. «Sie vergessen, daß ich reichlich Muße hatte, zu beobachten, wie so manche Gefühle sich äußerlich erkennen lassen. Wir gehören nun einmal dem Rang an, den das Geschick uns gegeben hat, und es ist unsere Pflicht, ihn zu wahren. Jene edle Frau, die sang, verdiente wohl noch ein letztes Zeichen der Sympathie. Glauben Sie denn, daß mein Applaus sich wesentlich von dem der begeisterten Musikfreunde unterschieden hat? Ich war einst selber musikalisch...»

Bei diesen Worten sah Félicien sie ein wenig verstört an und erzwang sich abermals ein Lächeln.

«Treiben Sie Ihr Spiel mit einem Herzen», sagte er, «das Sie bis zur Verzweiflung liebt? Sie geben vor, mich nicht zu hören, und dennoch antworten Sie mir!»

«Ach, mein Freund», entgegnete sie, «das, was... das was Sie da sagen, halten Sie für Ihre persönliche Wahrnehmung. Sie sind aufrichtig; aber Ihre Worte sind nur für Sie selber neu. Für mich sind es Teile eines Dialogs, dessen Antworten ich insgesamt im voraus erlernt habe. Seit Jahren ist es für mich immer dasselbe. Es ist eine Rolle, deren Sätze mir mit einer wahrhaft furchtbaren Genauigkeit diktiert und aufgezwungen werden. Ich bin ihrer in solchem Ausmaße mächtig, daß Sie, wenn ich mich auch nur für wenige Tage bereit fände — es wäre ein Verbrechen! — mein Unglück mit Ihrem Schicksal zu vereinigen, in jedem Augenblick das unselige Geständnis vergessen würden, das ich Ihnen gemacht habe. Ich würde Ihnen die vollkommene, genaue Illusion zu geben vermögen, und nichts würde mich von einer anderen Frau unterscheiden; das kann ich Ihnen versichern. Ich wäre sogar unvergleichlich realer als die Realität. Bedenken Sie doch, daß die Umstände stets die selben Worte diktieren, und daß das Gesicht immer bis zu einem gewissen Grade mit den Worten übereinstimmt. Sie würden nicht glauben, daß ich Sie nicht höre, so richtig würde ich erraten. Denken wir aber nicht daran, nicht wahr?»

Diesmal war er erschrocken.

«Ah», sagte er, «welch bittere Worte sind Sie berechtigt auszusprechen! Ich aber, da es denn so steht, will auch dieses ewige Schweigen mit Ihnen teilen, wenn es sein muß. Warum wollen Sie mich von diesem Mißgeschick ausschließen? Ich hätte Ihr Glück geteilt. Und unsere Seele kann alles wieder wettmachen.»

Die junge Frau erbebte, und die Augen, mit denen sie ihn betrachtete, waren von Licht erfüllt.

«Wollen Sie mir den Arm geben und in dieser dunklen Gasse ein wenig mit mir auf und ab gehn? Wir werden uns einbilden, es sei eine von Bäumen gesäumte Allee im Frühling und im Sonnenschein. Auch ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich nie wieder sagen werde.»

Die beiden Liebenden wanderten, das Herz von unseligem Kummer bedrängt, Hand in Hand wie Verbannte.

«Hören Sie mich an», sagte sie, «Sie, der Sie den Klang meiner Stimme zu hören vermögen. Warum habe ich denn Ihre Anrede nicht als Kränkung empfunden? Und warum habe ich Ihnen geantwortet? Wissen Sie es? Ja, es kommt bestimmt ganz einfach daher, daß ich die Kunst erlernt habe, in den Zügen eines Gesichtes und in den Gesten die Gefühle zu lesen, welche die Handlungen eines Menschen bestimmen; aber ein anderes ist es, daß ich mit ebenso tiefer und sozusagen fast unendlicher Genauigkeit Wert und Wesen dieser Gefühle zu ahnen vermag, ebenso wie ihre innere Harmonie in der Seele dessen, der spricht. Als Sie es vorhin gewagt haben, die außerordentliche Unschicklichkeit zu begehn, war ich vielleicht die einzige Frau, die im gleichen Augenblick die wahre Bedeutung Ihrer Tat ermessen konnte.

Ich habe Ihnen geantwortet, weil ich auf Ihrer Stirne jenes unbekanntes Merkmal leuchten zu sehen geglaubt habe, das die Menschen offenbart, deren Denken, weit entfernt davon, von ihren Leidenschaften verdunkelt, beherrscht und gefesselt zu sein, alle Lebensregungen steigert und vergöttlicht und das Ideal zu Tage treten läßt, das in allen ihren Gefühlen beschlossen ist. Freund, lassen Sie mich Ihnen mein Geheimnis verraten. Das Verhängnis, das mein stoffliches Wesen getroffen hat und anfangs so schmerzlich war, wurde für mich zur Befreiung von so mancher Sklaverei. Es hat mich von jener geistigen Taubheit erlöst, deren Opfer die meisten andern Frauen sind.

Es hat meine Seele für die Schwingungen der ewigen Dinge aufnahmefähig gemacht, von denen die Geschöpfe meines Geschlechts im allgemeinen nur eine Verzerrung kennen. Ihre Ohren sind solch wunderbarem Widerhall, solch erhabenem Nachklang vermauert.

Und so verdanken sie der Schärfe ihres Gehörs nur die Fähigkeit, das zu vernehmen, was es Instinktives, Aeußerliches an den zartesten, den reinsten Genüssen gibt. Sie gleichen den Hesperiden, den Hüterinnen jener Zauberfrüchte, deren geheimnisvollen Wert sie nie selber erkennen. Ach, ich bin taub... aber sie? Was hören sie denn? Oder vielmehr, was hören sie in den Worten, die man an sie richtet, anderes als das wirre Geräusch, im Einklang

mit dem Mienenspiel dessen, der zu ihnen spricht? Und so haben sie wohl ein Ohr für die äußerliche Bedeutung, nicht aber für das offenbarende, tiefe Wesen, für den wirklichen Sinn jedes Wortes, und sie begnügen sich, darin die Absicht zur Schmeichelei zu erkennen, und das genügt ihnen reichlich. Es ist das, was sie mit einem jener bekannten Lächeln das ‚Greifbare des Lebens‘ nennen . . . Oh, Sie werden es selber sehen, wenn Sie es erleben! Sie werden sehen, welch geheimnisvolle Ozeane von Unbefangenheit, Selbstgefälligkeit und niedriger Leichtfertigkeit allein dieses entzückende Lächeln verbirgt. Der Abgrund der Liebe, bezaubernd, göttlich, dunkel, wahrhaft, ausgestirnt wie die Nacht, den Menschen Ihrer Art empfinden — versuchen Sie doch, ihn einem dieser Geschöpfe begreiflich zu machen . . . Wenn Ihre Worte bis zum Hirn solch eines Wesens durchsickern, werden sie dort verunstaltet werden wie eine Quelle, die durch einen Sumpf rieselt. So daß jene Frau sie in Wahrheit gar nicht gehört haben wird. ‚Das Leben ist nicht imstande, solche Träume zur Wirklichkeit werden zu lassen‘, sagen sie, ‚und Sie verlangen zu viel von ihm!‘ Ach, als ob das Leben nicht von den Lebenden gemacht wäre!»

«Mein Gott!» flüsterte Félicien.

«Ja», fuhr die Unbekannte fort, «eine Frau kann dieser Eigenschaft ihres Wesens, der geistigen Taubheit, nicht entgehn, es sei denn etwa, daß sie, wie ich, ein Lösegeld von unschätzbarem Wert zahlt. Ihr unterschiebt den Frauen ein Mysterium, weil sie sich nur in Aeüßerlichkeiten ausdrücken. Hochmütig, stolz auf dieses Mysterium, von dem sie selber keine Ahnung haben, wollen sie gern glauben machen, daß man sie erraten kann. Und jeder Mann, geschmeichelt, weil er sich für den erwarteten Rätsellöser hält, vernichtet sein Leben, um eine steinerne Sphinx zu heiraten. Und keiner unter ihnen vermag sich im voraus bis zu der Erwägung aufzuschwingen, daß ein Mysterium, sei es noch so schrecklich, dem Nichts gleicht, wenn es nie einen Ausdruck findet.»

Die Unbekannte blieb stehn.

«Meine Worte sind heute abend bitter», fuhr sie fort. «Und ich will Ihnen sagen, warum. Ich habe jene nicht um das beneidet, was sie besitzen, denn ich konnte feststellen, welchen Gebrauch sie davon machen — und welchen Gebrauch zweifellos auch ich selber davon gemacht hätte. Doch nun sind Sie erschienen, Sie, den ich früher so sehr geliebt hätte . . . ich sehe Sie . . . ich ahne Sie . . . ich erkenne Ihre Seele in Ihren Augen . . . Sie bieten sie mir an, und ich darf nicht danach greifen . . .»

Die junge Frau verbarg ihre Stirne in den Händen.

«Oh», sagte Félicien leise, Tränen in den Augen, «ich kann doch

wenigstens deine Seele im Hauch deiner Lippen küssen! Versteh' mich! Gönn dir, zu leben! Du bist schön! Das Schweigen unserer Liebe wird sie unaussprechlicher, erhabener machen, meine Leidenschaft wird an deinem Schmerz, an unserer Schwermut wachsen! Teure Frau, für alle Zeiten mir verehelicht, komm, lebe mit mir!»

Sie betrachtete ihn mit Augen, darin gleichfalls die Tränen funkelten, und legte die Hand auf den Arm, der sie umschlang.

«Sie werden selber einsehen, daß es unmöglich ist», sagte sie. «Hören Sie weiter! Ich will Ihnen in dieser Stunde all mein Denken enthüllen . . . denn Sie werden mich nie wieder hören . . . und ich möchte nicht vergessen werden.»

Sie sprach langsam und ging, den Kopf auf die Schulter des jungen Mannes gestützt, weiter.

«Mit Ihnen leben . . . sagen Sie. Sie vergessen, daß nach dem ersten Ueberschwang das Leben jene Vertraulichkeit annimmt, darin das Bedürfnis, sich genau auszudrücken, unvermeidlich wird. Es ist ein geheiligter Augenblick. Und es ist der grausame Augenblick, da jene, die einander geehelicht haben, ohne auf ihre Worte zu achten, die unerbittliche Strafe dafür empfangen, daß sie dem Wesentlichen des wirklichen, einmaligen Sinns den diese Worte von den Sprechenden empfangen, so wenig Wert beigemessen haben. ‚Keine Illusionen mehr!‘ sagen sie sich und glauben derart, unter einem Alltagslächeln, die schmerzliche Verachtung zu verbergen, die sie in Wahrheit für ihre Art von Liebe empfinden — und die Verzweiflung, die sie überkommt, weil sie es sich eingestehen.

Denn sie wollen sich nicht darüber klarwerden, daß sie nur besaßen, wonach sie verlangt hatten. Es ist ihnen unmöglich, zu glauben, daß, vom Gedanken abgesehen, der alles verklärt, die Dinge hier auf Erden nur Wahn sind. Und daß jede Leidenschaft, nur in der Sinnlichkeit entstanden und empfangen, für jene, die sich ihr überlassen haben, bald bitterer wird als der Tod. Beobachten Sie doch die Gesichter der Vorübergehenden, und Sie werden selber sehen, ob ich mich täusche.

Wir aber — morgen — wenn dieser Augenblick gekommen wäre! Ich hätte Ihr Lächeln . . . nicht aber Ihre Worte. Und ich spüre, daß Sie nicht so sprechen würden wie die andern . . .

Ihre ursprüngliche, einfache Seele muß sich mit einer beinahe endgültigen Unmittelbarkeit ausdrücken können; nicht wahr? Alle Tönungen Ihres Gefühls können somit einzig und allein in der Musik Ihrer Worte zu Tage treten. Ich würde sehr wohl empfinden, daß Sie völlig von meinem Bild erfüllt sind, doch die Gestalt,

die Sie in Ihren Gedanken meinem Wesen geben, die Form, die ich in Ihrer Seele angenommen habe und die sich nur durch ein paar Alltagsworte kundmachen läßt — diese Form ohne genaue Umrisse, die mit Hilfe eben dieser göttlichen Worte unbestimmt bleibt und danach strebt, sich dem Licht entgegenzuwerfen, um darin zu schmelzen und in jene Unendlichkeit einzugehn, die wir in unserem Herzen tragen — kurz, diese einzige Wirklichkeit, ich werde sie nie kennenlernen. Nein . . . ! Die unausdrückbare Musik, die sich in der Stimme eines Liebenden verbirgt, dieses Geflüster voll nie gehörter Schwingungen, das einhüllt und erblaffen läßt, ich bin dazu verdammt, es nie zu hören . . . ! Ach, jener, der auf die erste Seite einer erhabenen Symphonie schrieb ‚So pocht das Schicksal an die Pforte!‘ hatte die Stimme der Instrumente gekannt, bevor ihn das gleiche Unglück traf wie mich!

Ihm war die Erinnerung geblieben, während er schrieb. Ich aber — wie soll ich mich der Stimme erinnern, mit der Sie mir eben zum ersten Male gesagt haben: ‚Ich liebe Sie!‘?»

Als der junge Mann diese Worte hörte, verdüsterten sich seine Züge; was er empfand, war Entsetzen!

«Oh», rief er, «wie durch einen Spalt lassen Sie mich in meinem Herzen Abgründe des Unglücks und der Trauer erblicken. Ich setzte den Fuß auf die Schwelle des Paradieses, und nun muß ich die Pforte zu allen Freuden schließen! Sind Sie die ärgste Versucherin? Fast scheint es mir, als sähe ich in Ihren Augen den Stolz darauf erglänzen, daß Sie mich zur Verzweiflung getrieben haben.»

«Geh! Ich bin es, die dich nicht vergessen wird», erwiderte sie. «Wie sollte ich die Worte vergessen, die ich geahnt, aber nicht gehört habe?»

«Ach, Madame, Sie töten mit Lust die ganze junge Hoffnung, die ich in Ihnen begrabe . . . Und dennoch, wenn du dort gegenwärtig wärest, wo ich lebe, würden wir die Zukunft gemeinsam besiegen. Lieben wir uns doch mit mehr Mut! Ergib dich doch!»

Mit einer unerwarteten und sehr weiblichen Geste legte sie, im Schatten, wenige Sekunden lang, sanft ihre Lippen auf die seinen. Und dann begann sie mit einer gewissen Müdigkeit:

«Freund, ich sage Ihnen, daß es unmöglich ist. Es gibt Stunden der Schwermut, da Sie, durch mein Leiden reizbar gemacht, die Gelegenheit geradezu suchen würden, um es noch deutlicher zu fühlen. Sie könnten nicht vergessen, daß ich nicht höre . . . noch es mir verzeihen; seien Sie dessen gewiß. Sie würden, zum Beispiel, unausweichlich dazu gelangen, nicht mehr zu mir zu sprechen, keine Silben mehr vor mir zu formen. Ihre Lippen allein

würden mir sagen ‚Ich liebe dich‘, ohne daß die Schwingung ihrer Stimme das Schweigen stören könnte. Sie würden dahin gelangen, mir zu schreiben, und das wäre peinlich! Nein, nein, es ist unmöglich! Ich werde mein Leben nicht für eine halbe Liebe entweihen. Bin ich auch Jungfrau, so bin ich doch die Witwe eines Traums und will keine Erfüllung. Ich sage es Ihnen — ich kann Ihnen Ihre Seele nicht im Austausch gegen meine nehmen. Und doch waren sie dazu bestimmt, mein ganzes Wesen zu empfangen... Und gerade darum ist es meine Pflicht, Ihnen meinen Körper zu rauben. Ich trage ihn mit mir fort. Er ist mein Gefängnis. Ach, könnte ich doch bald meine Befreiung finden! Ihren Namen will ich nicht kennen... ich will ihn nicht lesen... Leben Sie wohl... leben Sie wohl!»

Wenige Schritte entfernt, an der Biegung der Rue de Grammont schimmerte ein Wagen. Félicien glaubte den Bedienten aus dem Foyer des Theaters zu erkennen, als jetzt ein Lakai auf einen Wink der jungen Frau den Tritt des Wagens herabließ.

Sie befreite sich von Féliciens Arm, löste sich wie ein Vogel und stieg in den Wagen. Im nächsten Augenblick war alles verschwunden.

Graf de la Vierge fuhr am Morgen in sein einsames Schloß Blanchelande zurück — und man hörte nie wieder von ihm sprechen.

Doch er konnte sich rühmen, aufs erstemal einer aufrichtigen Frau begegnet zu sein — einer Frau, die wenigstens den Mut besaß, zu ihren Ansichten zu stehn.

(Deutsch von N. O. Scarpi)